

**Nr. 14**  
**2018 19**

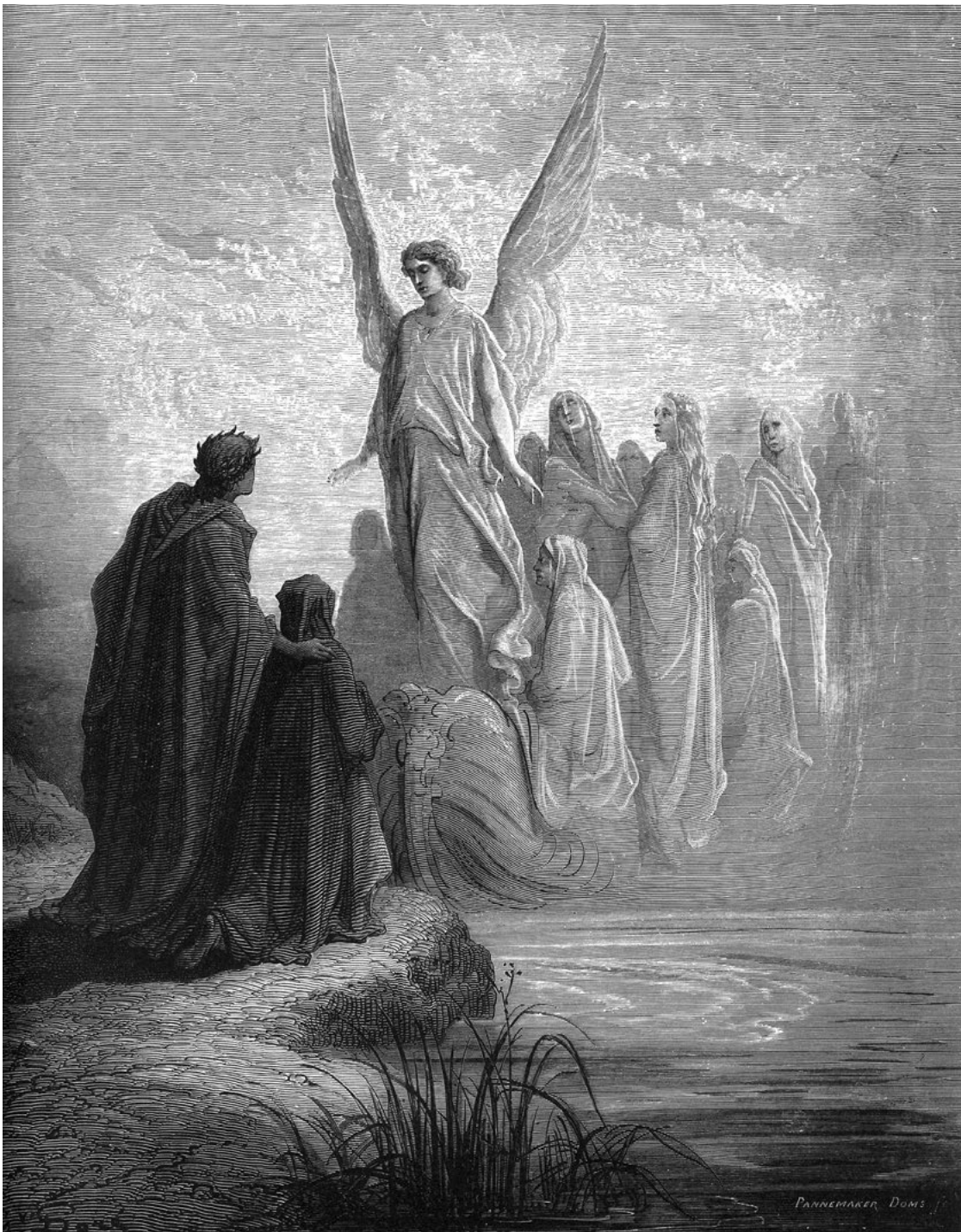
**RESIDENZ  
THEATER**

**EINE  
GÖTTLICHE  
KOMÖDIE  
DANTE <> PASOLINI**

**AUSZUG**



**von Federico Bellini**  
**Regie Antonio Latella**



# EINE GÖTTLICHE KOMÖDIE DANTE <> PASOLINI

von FEDERICO BELLINI  
Aus dem Italienischen von KATRIN HAMMERL + LAURA OLIVI

MIT PHILIP DECHAMPS, GUNTHER ECKES,  
MAX GINDORFF, FRANZ PÄTZOLD,  
NILS STRUNK, TIM WERTHS  
SOWIE BRUNO OPAÇAK

REGIE ANTONIO LATELLA  
BÜHNE GIUSEPPE STELLATO  
KOSTÜME GRAZIELLA PEPE  
MUSIK FRANCO VISIOLI  
CHOREOGRAPHIE FRANCESCO MANETTI  
LICHT GERRIT JURDA  
DRAMATURGIE FEDERICO BELLINI + LAURA OLIVI  
DOLMETSCHEN KATRIN HAMMERL

URAUFFÜHRUNG 22.03.2019  
Vorstellungsdauer ca. 2 Std.  
Keine Pause

RESIDENZ  
THEATER

REGIEASSISTENZ MIRA STADLER BÜHNENBILDASSISTENZ EV-SIMONE BENZING  
KOSTÜMSSISTENZ KATIA BOTTEGAL DRAMATURGIEASSISTENZ CAROLINA HEBERLING  
REGIEPRAKTIKUM LENA HILSDORF KOSTÜMPRAKTIKUM JELISA WEBER  
DRAMATURGIEHOSPITANZ LUISE BARSCH

INSPIZIENZ JOHANNA SCRIBA SOUFFLAGE STEFFI LINDNER

BÜHNENMEISTER JAKOB HEISE + KARL-HEINZ WEBER BELEUCHTUNGSMEISTER MARTIN FEICHTNER + FABIAN MEENEN  
STELLWERK THOMAS KELLER TON THOMAS HÜTTL + MAXIMILIAN LOIBL  
REQUISITE ARMIN AUMEIER + NAIMA HEBEL + PETER JANNACH  
MASKE OLGA REX GARDEROBE MARINA GETMANN + JÖRG UPMANN

# ZUM STÜCK

Es ist gewiss, dass Dante Alighieri – und insbesondere „Die göttliche Komödie“ – für Pier Paolo Pasolini zweifellos der Fixpunkt seines künstlerischen Schaffens war. Der Dichter aus dem Friaul unternahm zwei Versuche, das Werk Dantes umzuschreiben, indem er es unter Zuhilfenahme der Sünden des italienischen Neokapitalismus aktualisierte. Beim ersten Versuch stellte sich Pasolini – der Titel des Stücks lautete „La Mortaccia“ – die danteske Reise einer römischen Prostituierten vor, brachte diese Exposition aber nicht zu Ende. Ebenso unvollständig ist sein zweiter Versuch, die „Göttliche Komödie“ umzuschreiben: Von der „Divina Mimesis“ überdauerten immerhin zwei Kapitel, die er kurz vor seinem Tod in Druck gab. Darin imaginierte er, Dante und Vergil gleichzeitig zu verkörpern, indem er vorgab, dass alles in gewisser Weise eine Emanation seiner selbst sei – sowohl des Autors als auch der Privatperson Pasolini. Natürlich wissen wir nicht, wie er dieses Werk fortgeführt hätte, aber bereits diese wenigen Elemente können uns eine Vorstellung von seinem Vorhaben und eine Arbeitshypothese anbieten. Wir wissen um die zahllosen Skandale, die das Leben Pasolinis begleiteten, um die Prozesse, in denen er übrigens immer freigesprochen wurde, um die Zensur, die mehrfach seine Werke verbot. Und wir wissen auch um seine nächtlichen Abenteuer mit jungen Strichern, die Pasolini oft in jene Elendsviertel Roms führte, in denen er von den Anwohnern kein moralisches Urteil erwartete. In einer dieser Nächte Anfang November 1975 fand er den Tod, für den jahrelang allein der junge Pino Pelosi als Täter verantwortlich gemacht wurde. Pelosi hatte schnell gestanden, man urteilte, zurückgewiesene sexuelle Avancen gefolgt von einem Streit, seien Auslöser der Tat gewesen. Was lange Zeit als homosexueller Lustmord zu den Akten gelegt wurde, erweist sich heute als ein zweifelhafter Tathergang, der mit den vorgefundenen Realien schwer in Übereinstimmung zu bringen ist: Wir wissen, dass der Körper Pasolinis zum Gegenstand eines Gemetzels, einer Exekution von extremer Gewalt wurde. Es fällt schwer zu glauben, dass dies das Werk eines im Vergleich zum Dichter schwächlichen, ja, zarten Jungen gewesen sein soll. Ohne einen Drahtzieher oder einen Vollstrecker des Mordes an Pasolini präsentieren zu können oder über diesen spekulieren zu wollen, bleibt gewiss, dass Pasolini am Strand von Ostia die Hölle seines Todes fand.

Die Inszenierung setzt genau hier, nämlich bei einer detaillierten Rekonstruktion einiger jener Versionen des Mordes an. Dabei werden immer wieder neue Fakten und Ereignisse hinzugefügt: die Anwesenheit weiterer Personen außer Pelosi am Tatort, welche vielleicht der Mafia oder dem Neofaschismus verbunden waren; die zu mehr als Zweifeln Anlass gebende Rolle der Polizei. Genau in der Sekunde, als Pasolini zwischen Leben und Tod schwebt, am Übergang vom einem zum anderen Zustand, treten einem Alptraum gleich und begleitet von den Worten eines Raben/Vergil – wir kennen Dantes Begleiter aus Pasolinis Film „Uccellacci e uccellini“ – nacheinander einige Personen aus seinem Leben und seiner Kunst auf den Plan. Es sind Projektionen seiner selbst, wie in der „Divina Mimesis“, Schatten, die den Figuren und der Sprache Dantes so nah sind, dass sie ihn mehrfach vom letzten Teil seines literarischen Abenteuers unterrichten. Denn wenn es wahr ist, dass Pasolini mit der „Divina Mimesis“ sich der Idee annahm, die „Göttliche Komödie“ Schritt für Schritt umzuschreiben, ist es vermutlich ebenso wahr, dass er für „Petrolio“ – sein unvollendet gebliebenes literarisches Lebenswerk – Dante als explizite Quelle angesehen hat. Er wollte von einer Reise erzählen, die durch die Höllengräben eines korrupten und hoffnungslosen Roms führt. Pasolini hat mehrmals den Wunsch geäußert, dem Fegefeuer Dantes mit einem Gedicht über das Licht und das Warten gegenüberzutreten. Im Stück tritt an dieser Stelle die Figur, oder besser gesagt die dreifache Projektion seiner geliebten Mutter Susanna Colussi, der einzigen wirklich unersetzlichen Wegbegleiterin, auf: Eine Mutter, die wie eine Seele im Purgatorium Dantes, auf einen sogenannten „Anruf“ zu warten scheint, der sie mit ihrem toten Sohn zusammenführen kann, um mit ihm dann ein ideales Paradies zu teilen. Wie im dantesken Fegefeuer ist auch sie, die Mutter-Frau, aus einem Traum geboren, transformiert auch sie sich in verschiedene Formen, die Pasolini nicht immer wohlgesonnen sind: Die falsche Mutter ist auch Hexe oder betörende Sirene. Ganz so, als sei der Weg zur wahren Mutter verwinkelt, steil wie die Steigung des Läuterungsberges vor der finalen Vergeltung. All das geschieht vor dem Hintergrund der Ruinen, oder – wenn man will – des Verfalls eines Italien, das seinen größten Literaten, Dante, und einen seiner wichtigsten Intellektuellen, Pasolini, verurteilt hat – zur Schmähung, zum Exil, wenn nicht gar zum Tode.

# PETROLIO

VON **PIER PAOLO PASOLINI**

Da nun sieht Carlo, wahrscheinlich vom Himmel herabsteigend oder vielleicht auch aus den Tiefen der Erde, neben den auf dem Rücken liegenden Körper zwei Wesen treten, von einer Art, die ganz gewiss nicht menschlich ist; dennoch erscheint sie natürlich, weil sie sich in die Logik der Vision einfügt. Sie stellen sich zur Linken und Rechten des Körpers auf, die Füße in die Höhe seines Kopfs, und beginnen zu sprechen. Obwohl auch ihre Sprache nicht menschlich ist, versteht Carlo sie: nicht allein das, sondern die menschliche Sprache, in der sie von Carlo wahrgenommen wird, ist wunderschön. Bündig ausgedrückt, würde man sagen, dass diese beiden Gestalten in Versen sprechen oder in Musik.

Der erste der beiden Disputanten war von engelsgleichem Aussehen, und Carlo wusste tief im Innern, dass sein Name Polis war; der zweite dagegen sah elend aus, diabolisch, wie ein Schurke; und sein Name war Thetis.

Polis war es, der zu reden angefangen hatte: „Dieser Körper gehört mir, er steht mir zu. Es ist der Körper eines Guten, eines Folgsamen ...“

„Schön, aber die Last, die in ihm ist, gehört mir ...“, gab Thetis zurück. Polis betrachtete ihn lächelnd mit seinen himmelblauen Augen, selbstsicher. Er setzte noch einmal geduldig zu sprechen an: „Wenn dies der Körper eines Mannes ist, der seine Mutter in angemessener Weise geliebt und seinen Vater zwar bekämpft hat, doch so wie es sein sollte, wohl wissend in seinem Innern die eigene Schuld von der des anderen zu unterscheiden – dann gehört dieser Körper mir.“

„Einverstanden“, gab der Teufel hartnäckig zurück, „aber die Last, die in ihm ist, gehört mir ...“

Nicht umsonst war Polis engelsgleich; daher verlor er seine gewaltlose, belehrende Haltung nicht und stimmte, in einer Tonlage, deren Zauber nur in Träumen wahrgenommen werden kann, seine neue Beweisführung an: „Wenn dies der Körper eines Mannes ist, der die Welt, in die er hineingeboren wurde, in der Absicht kritisierte, sie zu verbessern, und ihre Zerstörung nicht zur Entschuldigung dafür genommen hat, um in ihr verdienstvoller leben zu können – dann gehört dieser Körper mir.“

„Absolut richtig“, sagte Thetis, „aber die Last, die in ihm ist, gehört mir ...“

Ein Schatten begann sich über Polis' Antlitz zu senken. „Versuche, dir klarzumachen“, sagte er, „dass das Gute, dem der Mann dieses Körpers nachgefolgt ist, nichts Formales war, denn er hat es während seiner Existenz gelebt und damit zu etwas Realem gemacht. Deshalb gehört dieser Körper mir!“

„Ich glaube nicht, dass sie dir gehören kann, diese Hülle“, antwortete Thetis, „wenn die Last, die in ihr ist, mir gehört“.

„Dieser Körper ist der eines Mannes, der den Vater nicht aus verantwortungsloser Folgsamkeit reproduziert hat, vielmehr hat er ihn mittels der Tragödie reproduziert, durch die der Vater seinerseits diesen hier reproduziert hat, das heißt in seiner ewigen Bedingung als Sohn: daher gehört dieser Körper mir.“

„Nein, denn die Last, die in ihm ist, gehört mir“, beharrte Thetis, unnachgiebig, verrannt in einer starrköpfigen Überzeugung, die ganz so aussah, als könne sie vor nichts auf der Welt zurückweichen.

Polis steht eine Weile schweigend da und blickt zu Boden. Gewiss denkt er, dass er weitere tausend Sätze wie jene sprechen könnte, die er gesprochen hat; doch weil sie alle gleich sind, wie die Perlen eines Rosenkranzes, könnte keiner von ihnen andere Wirkungen erzielen als die bereits hervorgerufenen. Heilig ist er, dieser Polis, deshalb ist er nicht nur zum Gespräch bereit – mit einem von ihm so grundsätzlich verschiedenen Wesen –, sondern auch zu einer tatsächlichen Zusammenarbeit: mit Worten wird keine Verständigung erreicht. Der einzige Beweis für wirklich guten Willen ist die gemeinsame Handlung: auch und erst recht, wenn sie skandalös ist. „Gut“, sagt Polis schließlich, wobei er dem Unversöhnlichen ein Zugeständnis macht, „also, was willst du tun?“.

Thetis, der natürlich noch viel pragmatischer ist, so wie jemand, der das Böse will und sich mit dem Bösen begnügt, das er augenblicklich zufügen kann – denn es bleibt immer noch viel Zeit, weiteres zuzufügen –, antwortet ohne Zögern: „Nimm du dir, was dir gehört, und ich nehme mir, was mir gehört.“ – „Das heißt?“ erkundigte sich der Engel verständnisvoll. „Du“, antwortet der Teufel, „nimmst dir deinen Körper. Ich nehme mir den anderen Körper, der in ihm ist“.

Des Teufels Vorschlag ist annehmbar! Polis sieht ihn wie berückt an. Er schweigt und sieht ihn an. Und während er schweigt und ihn ansieht, steigt ein Lächeln aus seinem Innern auf, langsam, wie ein Himmel, aus dem der Wind die Wolken vertreibt und ihn ganz allmählich vollkommen heiter und strahlend werden lässt: bis das Lächeln, hervorgerufen durch den Vorschlag des Teufels, vielleicht aber auch durch ein tiefergehendes Kalkül gerechtfertigt, sich in Worte verwandelte: „Einverstanden“, sagte Polis, „nimm dir den anderen Körper.“

Thetis lässt sich das nicht zweimal sagen: aus seinen verdreckten Beuteln zieht er ein Messer, treibt die Spitze in Carlos Bauch und macht einen langen Schnitt. Dann öffnet er ihn mit den Händen und zieht aus den Eingeweiden einen Fötus heraus. Mit einer Hand fährt er über die blutigen Ränder des Schnitts, mit ihr behandelt und vernarbt er die Wunde; mit der anderen hebt er den Fötus zum Himmel, wie eine Hebamme, die glücklich ist über ihr Werk.

Der Fötus wächst sofort und in Sekundenschnelle. Und wie er so wächst und wächst, erkennt Carlo ihn mit unendlichem Erstaunen: er ist es selbst, als kleines Kind, dann als Junge, dann als Jugendlicher, dann als Dreißigjähriger, so wie er jetzt ist, ein Mann, der klug und gebildet aussieht, bereit fürs Leben.

Kaum dass der Fötus erwachsen geworden ist und aufrecht auf der kleinen Terrasse neben seinem Schutzpatron steht, sieht Carlo, wie auch der auf dem Boden liegende, bewusstlose Körper, einer Wöchnerin gleich, sich wiederzubeleben beginnt. Er sieht, wie er langsam die Augen öffnet, wie er verwirrt umherschaut, die Brille wieder aufsetzt und sich, mit aufgestützten Händen, wieder aufrichtet, bis er ganz gerade steht, neben Polis: dem, dem er (augenscheinlich) gehört.

Dem, der ihn als Gegenleistung für seine Verehrung beschützen würde. Carlo di Thetis und Carlo di Polis sind identisch. Und sie identifizieren sich auch miteinander. Sie machen einen kurzen Schritt aufeinander zu, als wollten sie sich genauer betrachten. Und Carlo sieht sie im Profil, unbeweglich, wie Christus und Judas auf dem Bild von Giotto.

GUNTHER ECKES,  
MAX GINDORFF,  
NILS STRUNK,  
TIM WERTHS,  
FRANZ PÄTZOLD,  
PHILIP DECHAMPS



# „WIR SIND ALLE IN GEFAHR“.

## DAS LETZTE INTERVIEW MIT PIER PAOLO PASOLINI

VON FURIO COLOMBO

*Dieses Interview gab Pier Paolo Pasolini am 1. 11. 1975 wenige Stunden vor seiner Ermordung.*

**COLOMBO:** In Deinen Artikeln und Schriften hast Du auf unterschiedliche Weise das zum Ausdruck gebracht, was Du verabscheust. Du hast alleine einen Kampf gegen viele eröffnet: Du kämpfst gegen Institutionen, Standpunkte, Personen und Mächte. Um den Fortgang unseres Gesprächs zu vereinfachen, möchte ich alle diese Dinge als „die Situation“ ansprechen. Du verstehst, worauf ich hinaus will: Ich möchte mit Dir über jene Szene sprechen, die Du im Allgemeinen bekämpfst. Allerdings habe ich dagegen etwas einzuwenden: Trotz all ihrem Übel, enthält diese „Situation“ zugleich jene Bedingungen, die Dir die Möglichkeit geben, Pasolini zu sein. Mit anderen Worten: Dir gehören Verdienst und Talent! Aber Dein Kampf gegen die „Situation“ wird mit Mitteln aus eben dieser „Situation“ geführt: Verlage, Kino, Organisation. Nehmen wir an, Dein Denken hätte magische Kräfte: Mit einer einzigen Geste könnte all das verschwinden, was Du verabscheust. Und Du? Würdest Du in einem solchen Fall nicht ohne Mittel bleiben? Ohne Ausdrucksmittel meine ich...

**PASOLINI:** Ja – ich verstehe. Aber ich versuche nicht nur dieses magische Denken auszuführen, sondern ich glaube daran – allerdings nicht in einem medialen Sinn. Weil ich weiß, dass solange auf denselben Nagel geschlagen wird, man die Zuversicht hat, dass früher oder später das gesamte Haus einstürzen wird. Im Großen gibt uns die Geschichte ein Beispiel: Schon immer war die Verweigerung eine essentielle Geste. Heilige, Einsiedler, aber auch Intellektuelle haben den Lauf der Geschichte gestaltet. Die wenigen, die Geschichte gemacht haben, sind diejenigen, die den Mut hatten, „nein“ zu sagen, im Gegensatz zu den Höflingen oder den Gehilfen der Kardinäle. Damit dies auch funktioniert, muss die Verweigerung groß und nicht klein sein, sie muss total sein

und sich nicht auf diesen oder jenen Punkt beschränken, sie muss „absurd“ und nicht gut gemeint sein. Wir müssen also über drei Dinge sprechen: Woraus besteht – wie Du es selbst richtig erwähnst – diese „Situation“? Warum sollte diese „Situation“ angehalten werden? Und wie?

**COLOMBO:** Gewiss! Kannst Du aber diese „Situation“ näher beschreiben? Du weißt genau, dass Deine Einwände und Deine Sprache wie Sonnenstrahlen sind, die durch den Staub scheinen. Das mag wohl ein schönes Bild sein, doch man könnte nur allzu wenig oder überhaupt nichts darunter verstehen.

**PASOLINI:** Danke für dieses Bild der Sonnenstrahlen, aber ich fordere viel weniger. Ich verlange allein, dass Du Dich umsiehst und die Tragödie feststellst. Welche Tragödie denn? Das Tragische dieser „Situation“ zeigt sich darin, dass es heute keine Menschen mehr gibt, sondern komische Maschinen, die aufeinanderprallen. Und was tun wir, die sogenannten Intellektuellen? Wir nehmen den Zugplan des Vorjahres oder vielleicht den von vor zehn Jahren und stellen fest: „Komisch: Obwohl diese beiden Züge nicht in dieselbe Richtung fahren, sind sie aufeinander geprallt und wurden dermaßen zertrümmert. Wie ist so was möglich? Entweder ist der Lokführer ein Wahnsinniger, ein isolierter Krimineller oder es steckt eine ganze Verschwörung dahinter.“ Vor allem der Glaube an die Verschwörung bringt uns ins Delirium: Dieser Gedanke befreit uns von der schweren Last, uns mit der Wahrheit zu konfrontieren.

**COLOMBO:** Was ist Deiner Ansicht nach „Macht“? Wo wird sie offenbar und wie nimmst Du sie wahr?

**PASOLINI:** Die Macht ist ein Erziehungssystem, das uns in Unterworfenen und Unterwerfer trennt. Vorsicht aber: Ein einziges System, das alle Schichten unserer Gesellschaft gleichermaßen durchläuft und formt, angefangen bei der sogenannten Führungsklasse bis hinunter in die ärmere Schicht. Das ist der Grund, weshalb alle dasselbe begehren und sich alle auf dieselbe Weise verhalten. Egal, ob ich ein Verwaltungsrat oder eine Börsenstrategie in meinen Händen habe – beide können von mir als Machtinstrumente eingesetzt werden. Und wenn ich einen Schlagstock anwende, dann setze ich ebenfalls Gewalt ein, um ein Ziel zu erreichen. Warum ich begehre? Weil mir ununterbrochen gesagt wird, dass es tugendhaft sei. In diesem Sinn übe ich mein tugendhaftes Recht aus: Ich bin ein Mörder, zugleich aber auch ein guter Mensch.

**COLOMBO:** Es wird Dir vorgeworfen, Du würdest nicht zwischen „politisch“ und „ideologisch“ unterscheiden, und dass Dir die markante und erkennbare Trennlinie zwischen einem Faschisten und einem Anti-Faschisten abhandengekommen sei, zum Beispiel unter den Jüngeren.

**PASOLINI:** Ich möchte damit nicht sagen, dass es den Faschismus nicht gibt. Ich sage bloß: Hörst auf über die Meere zu erzählen, wir befinden uns im Gebirge. Das hier ist eine andere Landschaft! Hier herrscht die pure Lust am Töten und gerade diese Lust verbindet uns untereinander, wie finstere Gestalten im unheilvollen Zerfall eines gesamten Gesellschaftssystems. Glaubst Du nicht, dass es mir nicht auch gefallen würde, wenn dieses Problem mittels der Beseitigung der schwarzen Schafe ein für alle Mal gelöst wäre? Auch ich sehe die schwarzen Schafe. Ich sehe viele – ich sehe sie alle. Und hier ist das Problem – ich erwähnte es bereits im Gespräch mit Moravia: Für dieses Leben, das ich führe, zahle ich einen Preis ... Es ist wie eine Höllenfahrt! Bei meiner Rückkehr – falls ich jemals zurückkehre – werde ich jedoch andere Dinge, ja viele Dinge gesehen haben. Ihr müsst mir nicht Glauben schenken. Ich sage bloß, ihr müsst stets das Gespräch wechseln, um euch der Wahrheit nicht zu stellen.

**COLOMBO:** Die da wäre?

Pasolini: Es tut mir leid, dieses Wort verwendet zu haben. Eigentlich wollte ich „Klarheit“ sagen. Lass mich die Dinge neu ordnen. Die erste Tragödie: die Erziehung, allgemein, obligatorisch und falsch. Diese Erziehung wirft uns in eine Arena, in der ein Kampf geführt wird, alles um jeden Preis besitzen zu müssen. Wie ein düsteres Heer werden wir in diese Arena hineingeworfen, um zu kämpfen, die einen mit Kanonen, die anderen mit Schlagstöcken. Eine erste Trennung also, klassisch, „mit den Schwachen sein“. Ich aber sage, dass in einem gewissen Sinn alle die Schwachen sind, weil wir alle Opfer sind. Und alle sind die Schuldigen, weil alle bereit sind, das Spiel des Massakers zu spielen. Hauptsächlich, um zu haben. Die Erziehung bestand aus: haben, besitzen, zerstören.

**COLOMBO:** Ich möchte nochmals die erste Frage aufgreifen. Du schaffst magischerweise alles ab. Zugleich aber lebst Du von Deinen Büchern, d.h. Du benötigst wohl eine Intelligenzija, die sie liest. Insofern bist Du ja von gebildeten Konsumenten abhängig. Du bist Filmemacher und benötigst deshalb ein verfügbares Publikum; zugleich aber benötigst Du einen riesigen Apparat, um überhaupt Deine Werke realisieren zu können. Was bleibt übrig, wenn alles verschwindet?

**PASOLINI:** Mir bleibt alles: ich selbst, lebendig sein, in der Welt sein, sehen, arbeiten, verstehen. Es gibt unzählige Möglichkeiten, Geschichten zu erzählen, Sprachen zu hören, Dialekte zu reproduzieren und schließlich Puppentheater auszuführen. Den anderen bleibt noch mehr: Sie sind auf meiner Augenhöhe, nämlich kultiviert wie ich oder unwissend wie ich. Siehst Du, in der Welt, die viele von uns erträumten, gab es den schamlosen Herren mit Zylinderhut und aus den Jackentaschen

heraussprudelnden Dollarscheinen, und es gab die abgemagerte Witwe, die für sich und ihre Kinder Gerechtigkeit einforderte. Alles in allem: die schöne Welt Brechts!

**COLOMBO:** Sehnt Du Dich etwas nach dieser Welt?

**PASOLINI:** Keinesfalls! Meine Sehnsucht gilt jenen Menschen, die dafür kämpften, den Herren zu stürzen, ohne nach dem Sturz selbst dieser Herr zu werden. Und weil sie von allem ausgeschlossen waren, wurden sie niemals kolonialisiert.

**COLOMBO:** Gerade deshalb hättest du viel lieber unschuldige Hirtlein, ohne Pflichtschule, unweisend und fröhlich?

**PASOLINI:** Wenn Du das so sagst, erscheint es als Schwachsinn. Es versteht sich wohl von selbst: Ich sehne mich nach der Revolution der einfachen Leute, den wirklich Unterdrückten, deren oberstes Ziel einzig und allein die Befreiung ist, um endlich Herr ihrer selbst zu werden. Ich glaube fest daran, dass ein solcher Befreiungsprozess in der Geschichte Italiens und der Welt nach wie vor möglich ist. Ich presse es zwischen den Zähnen heraus: Ich steige in die Hölle hinab, und weiß von Dingen, die den Frieden der anderen nicht stören. Vorsicht aber! Die Hölle steigt zu euch herauf! Es ist wahr, dass er von seiner Uniform und seiner Rechtfertigung träumt (manchmal). Gleichermaßen ist es wahr, dass sein Wunsch, besser gesagt, sein Zwang, anzugreifen, zuzuschlagen und zu töten, stark und absolut ist. Dies wird nicht für längere Zeit eine private und risikoreiche Erfahrung Einzelner bleiben, die, wie soll ich sagen, die Vita violenta berührt haben. Macht euch keine falschen Hoffnungen, ihr, mit euren Schulen, euren Fernsehern, die Gelassenheit eurer Tageszeitungen. Ihr seid die großen Erhalter dieser schrecklichen Ordnung, die einzig und allein auf Besitz und Zerstörung fußt. Selig seid ihr, wenn ihr euer Glück darin findet, Anschlägen die geeignete Etikette zu verpassen! Ein solcher Akt ist nichts weiter als ein Akt der Massenkultur. Ich höre die Politiker und ihre Floskeln. Ich höre allen Politikern zu – und werde dabei wahnsinnig. Sie haben keine Ahnung, über welches Land sie sprechen, genauso als ob sie unser Land vom Mond aus betrachten.

**COLOMBO:** Warum bist Du dermaßen überzeugt, dass Du die Dinge klarer siehst als all die anderen?

**PASOLINI:** Ich möchte lieber nicht über mich sprechen – vielleicht habe ich diesbezüglich viel zu viel gesagt. Alle wissen, dass ich für alle meine Erfahrungen persönlich bezahle. Aber es gibt auch meine Bücher und meine Filme. Vielleicht bin ich es, der sich irrt. Aber ich behaupte weiterhin, dass wir alle in Gefahr sind ...

# GÖTTLICHE KOMÖDIE HÖLLE 1. GESANG

VON DANTE ALIGHIERI

Auf halbem Wege unsres Erdenlebens  
Verirrt`ich mich in einem dunklen Wald,  
Da ich vom rechten Wege abgekommen.

Ach, wie unsagbar hart erschien er mir,  
Der Wald, in seiner kalten, rauhen Wildnis!  
Gedenk ich sein, erneut sich mir die Qual.

So schrecklich war er wie wohl kaum der Tod.  
Doch um das Heil zu schildern, das ich fand,  
Will ich von anderm reden, was ich sah.

Ich weiß nicht mehr, wie ich hineingeraten,  
So war in tiefem Traume ich befangen,  
Als ich vom Weg der Wahrheit abgeirrt.

Doch als ich kam zum Fuße eines Berges,  
Von dem begrenzt ward jenes Tales Grund,  
Das angstvoll mir das Herz zusammenpresste,

Da sah ich droben schon des Berges Flanken  
Umhüllt von jener Sonne Strahlenkleid,  
Die uns auf allen Pfaden sicher leitet.

Alsda ward meine Angst ein wenig stille,  
Mit der mein armes Herz die ganze Nacht  
In kummervollem Streit sich abgemüht.

Wie jemand, der erschöpft, mit mattem Atem,  
Dem Meer entronnen steht am sichern Ufer  
Und blickt nun rückwärts auf die wilde See,

So wendete mein angstgejagter Sinn  
Noch einmal sich zurück, den Weg zu schauen,  
Dem keine Seele lebend je entrann.

Und als ich meinen müden Leib geruht,  
Nahm ich aufs neu den Weg am wüsten Hang.  
Schwer trugen meine Füße ihre Last.

Doch weh! Als ich den Aufstieg nun begann,  
Sprang vor mir auf ein leichter Leopard.  
Sein Fell mit vielen Flecken war besät.

Er wollte nicht vor meinen Blicken weichen  
Und sperrte mir den schmalen Pfad so sehr,  
Dass ich gar oft zur Umkehr war bereit.

Es war die Zeit der ersten Morgenstunde.  
Die Sonne stieg herauf in jenem Zeichen,  
In dem sie stand, als Gottes Liebeskraft

Zum ersten Mal die schöne Welt bewegt.  
Da stahl sich mir ins Herz die frohe Hoffnung,  
Dass Rettung vor dem bunten Tier mir brächte

Die heitre Stunde und der liebe Lenz.  
Doch nicht gar lang, denn neue Angst erwachte  
In mir beim Anblick eines wilden Leun,

Der feindlich auf mich einzudringen schien.  
Aus seinen stolzen Augen sprühte Raubgier,  
Dass selbst die Luft vor ihm erschrecken musste.

Mit ihm war eine Wölfin, deren Hunger  
Aus ihren magren Flanken war zu lesen.  
Manch einen jagten sie in Gram und Not.

Dies Tier benahm mir ganz den frohen Mut.  
Sein Anblick setzte mich so sehr in Schrecken,  
dass ich verzagte, weiter hoch zu klimmen.

Wie einen Mann, der auf der Jagd nach Glück  
Sich plötzlich von Verlust betroffen sieht  
Und darob ganz in Traurigkeit versinkt,

So schreckte mich das ruhelose Tier,  
Wie's näher kam und drängte Schritt um Schritt  
Mich tiefer in das sonnenlose Tal.

Und als ich dort zusammensinken wollte,  
Da tauchte plötzlich vor mir auf ein Geist,  
Der stumm mir schien, weil er so lang geschwiegen.

Als den ich sah in meiner Einsamkeit,  
Erbarm dich meiner!, rief ich nach ihm hin,  
Wer du auch seist, ob Schatten oder Mensch!

Er sprach: Ich bin nicht Mensch, doch war ich einer;  
Denn meine Eltern waren Langobarden,  
Und meine Wiege stand in Mantua.

Zu Cäsars Zeit erblickte ich das Licht  
Und war zu Rom in des Augustus Tagen,  
Als noch die falschen Götter dort regierten.

Ein Dichter war ich und besang den frommen  
Äneas, der von Troja fliehen musste,  
Als Ilions hohe Burg in Trümmer sank.

Doch du, was kehrst du um in diese Trübsal  
Und steigst nicht weiter auf den schönen Berg,  
Der Anfang ist und Urgrund aller Freude?

So bist Vergil du also und der Quell,  
Der soviel Ströme schenkt lebendgen Wassers!  
Versetzte ich beschämten Angesichts.

O Preis und Leuchte aller andern Sänger,  
Nun segne Müh und liebevollen Eifer,  
Die mich nach deinem Werke hingetrieben!

Du bist mein Lehrer und mein einzger Meister,  
Von dir allein hab ich den schönen Stil  
Gelernt, der soviel Ehre mir gebracht.

# DIVINA MIMICA 1. GESANG

PASOLINI/DANTE TRIFFT PASOLINI

VON PIER PAOLO PASOLINI

Um die vierzig herum, wurde ich geboren

meines Lebens befand. Was im

Jahr, in dem ich angelangt war, ein

aus dem Leben der anderen, die

Dunkelheit. Ich würde nicht

heit zu sagen, in jener Dunkelheit

alten Wahrheit, wenn wir so

Dunkelheit gleicht Licht.

Ach ich kann nicht recht

blick bezeichnen, in dem der

beizuwünschen beginnt. Wie

dahin zurückzukehren leg

viele Jahre lang für den rechten

Konformismus?

Doch kaum erreichte ich, in jenem

und so entscheidend für die

den Fuß eines „Hügels“, am Rande

mit Entsetzen vor dem

sah dort oben in der Höhe ein

das mich blendete: wie

aber, findet man sie

mit sich bringt.

Im Licht, im schicksalhaften

die das einzig echte Gefühl

mein Weg, der rechte!

Wie ein Schiffbrüchiger, der dem

mert, wandte ich mich zurück,

Schicksalhaftigkeit des eigenen

Veränderung, die Furcht vor

Ganzheit rettend.

Ich ruhte ein wenig, dachte

ich wieder an zu gehen (es

ich wahrlich sagen konnte:

lästiger Überlebender, mir

absurden Weg entgegen, die

hat, wie ein versprengter

Aber da, plötzlich, nach

schon ist es da, hervorgekro

**DAS KOMPLETTE  
PROGRAMMHEFT  
ERHALTEN SIE  
AN UNSERER  
TAGESKASSE AM  
MARSTALLPLATZ  
SOWIE VOR  
UND NACH DEN  
VORSTELLUNGEN IN  
DEN FOYERS VON  
RESIDENZTHEATER,  
CIVILLIESTHEATER  
UND  
MARSTALL.**